

leugbar aber ist ihre Energie und ihre Sprachenbegabung. Sie spricht Englisch mit ihrem Manager (den hat die Urwaldtruppe auch), Französisch mit ihrem Partner, Spanisch mit dem Bariton und Deutsch mit der „Musik“ und dem Clown.

Die „Musik“ ist ein junger Wiener, er verdankt seine abenteuerlichen Fahrten den in Unordnung geratenen Verhältnissen in Europa. Als er lange genug arbeitslos war, fuhr er nach Venezuela, wo er einen Freund hatte, der ihm Arbeit versprach.

„Dort habe ich auch im Urwald gearbeitet, ich war Buchhalter, dann rationalisierte man unseren Betrieb, und ich wurde abgebaut. Gerade als ich mein letztes Geld ausgab, gastierte die Truppe bei uns, der Pianist bekam eine schwere Dysenterie, und ich wurde sein Nachfolger. Jetzt reise ich weiter in den Urwald, spiele Klavier bei 40 Grad Hitze für drei Dollar Auftrittsgage. Wir haben oft nur zwei, drei Spieltage in der Woche. Wie man davon leben kann, das ist das wirklich Abenteuerliche. Die Reisekosten bezahlt die Prinzessin. Sie ist eine tüchtige Frau, aber sie hat ein furchtbares Temperament. Sie führt auch Regie. Ihre Raserei bei den Proben ist auch abenteuerlich.“

„Grade bei dieser Frau muß ich Clown sein; gestatten Sie, Hermann Schulze. Ich zog auch aus, um reich zu werden. Wie weit habe ich es nun gebracht? Ich spiele Violine mit einer Säge vor Wilden und bin froh, wenn ich sie zum Lachen bringen kann. Ich war nicht Buchhalter, wie mein verehrter Freund, sondern richtiger Gold- und Diamantengräber. Aber das ist auch eine faule Sache. Lizenzen, Claims, das sind alles so schöne Formalitäten, damit man sich einbilden kann, man hat irgendwelche Rechte; doch wenn die großen Konzessionäre kommen, können die kleinen zum Teufel gehen. Es gibt soviel Klauseln und Spitzfindigkeiten, ein einzelner kann doch nichts gegen sie ausrichten.“

Das Schiff hält wiederholt, die meisten Indier und Javaner steigen aus. Sie

haben kleine Plantagen, sie pflanzen Zucker, Bananen, Kokos. Eine übermenschliche Arbeit mitten im Urwald. Die Frauen, von unwahrscheinlicher Zierlichkeit, verrichten Arbeit, die man einem Neger-Schwerarbeiter nicht zutrauen würde. Wie kommen überhaupt diese Indier, diese Javaner nach den Guayanas, nach Südamerika? Es sind Kulis, die aus Indien und Java mit Fünfjahrkontrakt importiert werden. Nach fünf Jahren können sie sich auf Abzahlung Land kaufen. Der Anbau der Plantagen wird von einer Zentrale aus kontrolliert und nach einem Plan festgesetzt. Auch diese scheinbar weltverlorenen Pflanzungen unterliegen einer zentralen Wirtschaftspolitik.

Als sich das Schiff Moengo nähert, herrscht undurchdringliche, unvorstellbare Dunkelheit. Moskitoschwärme überfallen das Schiff, man hört in der Nähe Brüllen und Kreischen.

Plötzlich aber taucht eine in elektrischen Lichtern strahlende Stadt auf, man hört das gleichmäßige Dröhnen und Knattern von Maschinen, Autohupen dringen zu uns, zementierte weiße Straßen leuchten auf, Häuserreihen.

Viele Menschen stehen am Landungssteg und warten auf die Ankunft des Schiffes. Es ist genau so, als käme man in einer kleineren amerikanischen Industriestadt an. Es scheint unwahrscheinlich, daß rundherum Urwald lebt.

In den Betrieben wird noch gearbeitet, Bohrmaschinen zischen, hohe Essen sprühen Feuer, Oeltanks stehen am Horizont. Wir stehen mitten im Reich des Bauxits, des Metalls, aus dem das Aluminium hergestellt wird.

Ich werde im Auto abgeholt. Meine Begleiter zeigen stolz auf die nagelneuen Gebäude. Hier die Kirche, das Kino, das Hospital, die Villen der Angestellten. Die Arbeitersiedlungen sind gleichförmig, nur je nach Rasse ihrer Bewohner etwas verschieden. Hier leben die Javaner, dort die Surinamer Neger.

Vor fünf Jahren gab es hier nur Wildnis. Aber all die Schwierigkeiten dieser fünf Jahre kann sich schwer ein Außen-